

Badische Zeitung

Markgräfler Nachrichten

Mittwoch, 8. Oktober 1993 / No. 231

Autor: Bernd Michaelis

Conrad Wilhelm Mayers langer Kampf gegen ein „musikalisches Analphabetentum“ und für die Kodály-Pädagogik

„Die Schüler werden heute vom Musikunterricht eher abgestoßen“

MARKGRÄFLERLAND (bm). "Der unsere musikalische Kultur vernichtende Zustand wird nicht aufgebrochen, sondern fatalistisch hingenommen und durch opportunistisches Taktieren zementiert." Diesen Befund des Weimarer Musikwissenschaftlers und Mitstreiters Marek hält Conrad Wilhelm Mayer aus Bad Krozingen im Prinzip auch für die alten Bundesländer für zutreffend.

Er ist nicht nur ein Verfechter der nach dem gleichnamigen ungarischen Komponisten, Musiktheoretiker und Volksliedforscher benannten Kodály-Methode, sondern zugleich Präsident der von ihm gegründeten und anfänglich auch erfolgreich arbeitenden Deutschen Kodály-Gesellschaft, die 21 Jahre nach ihrer Gründung jedoch eher ein Schattendasein fristet.



C. W. Mayer

"Musik-Demokratisierung"

Dabei könnte Zoltán Kodálys (1882 - 1967) musikpädagogischer Ansatz nach Ansicht Mayers heute dazu beitragen, das Singen wieder im besten Sinne volkstümlich zu machen. Conrad Wilhelm Mayer war selbst 34 Jahre lang als Musikpädagoge im Schuldienst tätig. Sein jahrelanger Einsatz für eine „Demokratisierung der Musik“ war geprägt von der Auseinandersetzung mit einer „verwissenschaftlichten Musikpädagogik“, die, wie er meint, die Schüler vom Musikunterricht eher abschreckt.

Mayer glaubt, mit der Kodály-Methode einen Weg erkannt zu haben, der „in bisher nicht erreichter Weise“ die Allgemeinheit der Schüler mit der qualitativen Musikerziehung so in Verbindung bringt, dass zu gleicher Zeit ein erfreuliches und ernstes Lernen möglich ist.

Es war Kodály, der die abendländische musikpädagogische Tradition wieder für die Musikdidaktik erschloss. Dass im mittelalterlichen Musikunterricht keine Instrumente als Mittler zwischen dem abstrakten Phänomen der Musik und ihrer Sinnfälligkeit eingesetzt wurden, sondern „nur Kopf, Herz und Hand“, ist für Mayer Ansatzpunkt eines notwendigen Wandels.

Im herkömmlichen Unterricht wird nach Mayers Erfahrung Musik „durchgenommen“, meist nur theoretisch, „etwas praktisch verbrämt mit einem Liedchen am Anfang und einem Liedchen am Schluss und vielleicht einem Klavierspiel des Lehrers oder einem Plattenbeispiel, ohne dass der Schüler aktiv beteiligt ist“. Bei Kodály dagegen sei das Musizieren, das lebendige Angemutetsein und körperliche Umsetzen von Musik im Gesang so geartet, dass der Schüler die Musik selbst erlebend begreifen kann. Die Leistung Zoltán Kodálys sieht der pensionierte Bad Krozingen Musikpädagoge in der „Entschlüsselung der Musik für den Menschen“ in einer Weise, „dass er sie aus der Praxis heraus langsam, kontinuierlich, in aufbauender Weise für sich erobern kann“. Wenn diese Konzeption in entsprechender Weise umgesetzt würde, „hätten wir“, so Mayer, „ein musikalisches Publikum, hätten wir Chöre, die auf einem musikalischen Gehör- und Singniveau angesiedelt wären, das den furchtbaren Dilettantismus und das ‚Papageientum‘ beim Einüben in den Chören absolut hinter sich läßt.“

Die Freude an der Musik hat für Conrad Wilhelm Mayer nichts mit der „falschen emotionalen Komponente“ zu tun, „die dann oft sentimental oder nationalistisch wird“. Die Grenzen gerade in unseren Laienchören anderer Musikliteratur gegenüber sieht er vorwiegend in der Unfähigkeit, die fremde Musiksprache - etwa die Pentatonik - in ihrer Eigentümlichkeit nachzuvollziehen. Durch eine grundlegende musikalische Bildung, die den Menschen die Möglichkeit gibt, anderes und andersartiges zu begreifen und es so zu akzeptieren, will Mayer dies ändern.

Auf der Kodály'schen Basis erhält der Einzelne das Werkzeug, sich entsprechend seiner persönlichen Veranlagung musikalisch zu äußern, gleich ob er zum Operettensänger oder ob er zum Schlagersänger wird. „Wir sind musikalische Analphabeten. Uns kann im Fernsehen jeder den größten Mist vorsetzen. Und wenn er dann noch prämiert wird als erste Nummer, dann glauben wir das auch noch.“

Der Kodály-Unterricht lässt die Kinder sich über das Singen und die entsprechende Literatur beständig in der Musik bewegen, „wie der Fisch im Wasser“, sagt Mayer. Und: „Der Lehrer muss die Kinder zum Mitsingen anmuten, er muss sie mitreißen. Die Kinder sind aktiv eingebunden in den Musikunterricht.“ Das Neue an dieser Methode ist unter anderem, dass man nicht beim Singen von Liedern stehen bleibt. Das Lied wird zum Formalobjekt des Unterrichtes. Aber nicht, indem das Lied theoretisierend auseinanderdividiert, sondern lebendig erarbeitet wird. „Der Lehrer zeichnet mit der Hand die Linie der Melodie nach, ohne dass die Kinder dies besonders wahrnehmen, und die Schüler machen dieses Zeichen mit. Damit hat schon ein Prozess vom Gehör zum Gehirn begonnen, der in die Richtung tonqualitativen Denkens geht“, glaubt Conrad Wilhelm Mayer.

Gegenüber dem herkömmlichen Musikunterricht ist für ihn diese Methode „nur die optimale Ausnutzung dieses musikpädagogischen Denkens“. Das sei keine sehr leichte Methode, weil sie vom Lehrer alles verlangt, aber sie mache es jedem Kind möglich, Musik zu erfassen, die kleinen Schritte zum Musikverständnis anzubahnen und mitzugehen. So werde zum Beispiel auch gelernt, den Puls im Lied zu erspüren, die Melodik in Handzeichen zu erfassen und den Rhythmus mit Silben zu artikulieren. So werde Musik im wahrsten Sinne des Wortes „begriffen“, und zwar ohne Unterbrechung des Liedes. „Was die Schüler hassen wie die Pest, das ist, wenn ein Stück auseinandergesäbelt wird.“

Als Verfechter der Kodály-Methode ist Mayer in der Vergangenheit immer wieder angefeindet worden. Das „Grundübel und Manko“ sieht er darin, „dass wir heute für den Musikunterricht einen Ansatz haben, der wissenschaftlich orientiert ist, der – gemessen am wirklichen Bedarf und Interesse der Schüler – nicht nur viel zu hoch angesiedelt, sondern regelrecht verfehlt ist“. Es gebe jedoch Kollegen, die das möglichste machen, um dies abzuschwächen.

Ende der sechziger Jahre sprach Conrad Wilhelm Mayer einmal vom "Siegeszug der Kodály-Methode". In den alten Bundesländern ist davon „leider Gottes fast nichts übriggeblieben“, räumt er heute ein. „Es war ein Kampf gegen Windmühlen“, sagt er. Dabei hatte Mayer früher viele Kodály-Fortbildungstagungen gehalten. „Das Oberschulamt hat mir da schon einige Möglichkeiten gegeben, die Kollegen waren begeistert.“ Aber dann hieß es: „Das ist eine ganz andere Einstellung gegenüber der Musik. Wir müssen dann das andere vollkommen unterlassen, und das können wir lehrplanmäßig nicht.“

Mayer ist überzeugt, dass „unsere Musikfunktionäre“ nicht wollten, dass sich die Kodály-Methode durchsetzt. „Die haben es ganz brutal abgewürgt. Dabei fuhren nach dem Zweiten Weltkrieg, noch unter Egon Kraus als Bundesvorsitzendem des Verbandes Deutscher Schulmusiker, alle nach Ungarn, das Mekka der Musikpädagogik.“ Plötzlich, erinnert sich Mayer, hätten die Verantwortlichen aber einer rein rezeptiven (nur aufnehmenden) Hörpädagogik das Wort geredet und alles, was Singen und Musizieren heißt, als „faschistoid“ aus der Schule verbannt.

„Absolute Tabuisierung“

Eine „gewisse Reaktion“ auf den Missbrauch des Volksliedes in der Nazizeit als Instrument der Gleichschaltung ist auch für Conrad Wilhelm Mayer durchaus verständlich. „Aber man muss wieder zum Normalen zurückkehren“, sagt er. Für ihn wurde hier das Kind mit dem Bade ausgeschüttet: „Es wurden Möglichkeiten preisgegeben, die einen guten Musikunterricht von Grund auf überhaupt erst möglich machen. Dann kam noch die Bildungsreform hinzu, die sehr stark ideologisiert wurde. Hinter dieser Aversion und der absoluten Tabuisierung der Methode Kodály's, der ja ein christlicher Humanist war, stand die Absicht, im sozialistischen Sinne eine neue Jugend zu erziehen. Man hat praktisch aber damit

die gesamte abendländische Musikkultur, die eben wesentlich auf dem Gesang beruht, verfemt“, so Mayers Einschätzung.

Dass heute kräftig gesungen wird in den Gesangvereinen, ist für Conrad Wilhelm Mayer, der selbst Chorleiter ist, kein Anlass zur Zufriedenheit. Die „gesanglose Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg“ dauert für ihn noch in der Befürchtung der Gesangvereine an, dass sie mangels Nachwuchs aussterben. „Wir haben von unserer Jugend her kein Ansinnen mehr, von sich aus in einen Chor zu gehen. Und das ist eben keine Grundlage.“